

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 106 Bromberg, den 10. Mai 1933.

Die Frau, die man übersah

Roman von Harald Baumgarten.

(13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Tant de bruit pour une omelette, lieber Reginald. Ich verstehe nicht, wie man einer Notwendigkeit, die sich aus den Schrullen einer alten Frau ergibt, so viel Bedeutung beimessen kann. Die Hochzeit mit Lilo wird fröhlicher werden. Ein Jahr fliegt vorbei! Ich freue mich, daß diese Falk uns eine so fügsame Gegenspielerin geworden ist. Ein ganz famoses Plänchen, lieber Reginald."

Auf der Treppe knarrten die Stufen. „Sie kommen, Monsieur Rison! Beeilen wir uns, daß wir diese Stunde so schnell wie möglich hinter uns lassen." Die Tür öffnete sich, und Robertson erschien, als sei die frostige Ungemütlichkeit dieses Nebeltages in persona ins Zimmer getreten. Seine Verbeugung war kurz und knapp. Übertrieben freundlich erwiderte sie Charles Rison, während Reginald sich mit einem Kopfnicken begnügte.

Der Schreiber schickte neugierige Blicke hinter seinem Pult hervor. Man lernte allerlei kennen in seinem Beruf, aber dies war etwas Neues. Umständlich faltete er das knatternde Butterbrotpapier zusammen.

Robertson wandte sich zur Tür, und eine schmale, graue Gestalt schlüpfte herein.

Obwohl in Reginalds Gesicht zwei verärgerte Falten standen, warf er doch einen neugierigen Blick auf das Mädchen, das in einer halben Stunde seinen Namen tragen sollte — wenn auch nur zum Schein. Aber er sah eigentlich nichts wie eine große gestärkte Haube, die über dem tiefgesenkten Kopf wie eine unförmige Kapuze thronte. „Wie häßlich sie ist", dachte er in einem wilden Trotz gegen die Unbekannte, die ihm so viel Unannehmlichkeiten bereitete. „Sicher hat sie rote Hände, aufgesprungene, gewöhnliche Hände." Lilos gepflegte Schönheit stand vor seiner Seele und überflutete ihn mit solcher Sehnsucht, daß er den Kopf senkte, um für eine Sekunde dieses Bild festzuhalten.

In diesem Augenblick hob Jolanthe Falk die Augen. Sie mußte es einfach. Eine Verwirrung war in ihr, die stärker war als alle Überlegung. Sie mußte ihn sehen, den Mann, dessen Frau sie wurde — gegen seinen Willen. Von dem sie wußte, daß er sie nicht achtete.

Sie sah in ein lebensfrohes Gesicht, sah zwei bittere Falten darauf. In diesem Moment, in diesem winzig kleinen Moment, der wie ein Hauch vorüberging, in diesem Moment fühlte sie, halb sehnsüchtig, halb widerstrebend, daß sie ihn liebte. Ihr Kopf sank herab, bedrückt von einer bittersüßen Last, die sie nun ihr Leben würde tragen müssen.

Mit zaghaften Schritten ging sie auf ihn zu. Aus dem weiten Ärmel ihres Mantels kam eine ausdrucksvolle, schmale Hand hervor, die er ergriff. Seltsam bewegt von diesem Gegensatz, den er sich von ihr vorgestellt und in seinem Trotz gewillt, diese kluge, feste Hand häßlich zu finden.

Am Arm Robertsons schritt Jolli zu einem Stuhl und ließ sich müde, wie nach einem schweren Tag, darauf nieder, während Reginald ans Fenster trat und am liebsten aufgeschrien hätte vor Zorn über diese Situation, die lächerlich, beschämend und albern für alle Beteiligten war.

Wie eine Krähe schielte Charles Rison, noch immer zylinderreibend, zu Robertson hinauf.

Reginalds Augen wurden hart, und er erkannte spukhaft die Minderwertigkeit dieses verwüsteten Gesichts.

Mit blecherner Stimme forderte der Schreiber zum Eintreten in das Nebenzimmer auf.

Mit herrischen Schritten, den Blick starr gerade aus, ohne die kleine graue Gestalt an seiner Seite auch nur zu beachten, ging Reginald in das Zimmer des Standesbeamten, um durch seine Unterschrift zu dokumentieren, daß er — Reginald Solm — mit heutigem Tag Jolanthe Falk zu seinem Weib gemacht habe. Dann lag wieder für einen Moment die kühle, schmale Hand in der seinen.

Robertsons Augen lachten ihn, wie es ihm schien, mit einer der Situation gänzlich unangemessenen Herzlichkeit an. Charles Rison faßte ihn unter den Arm und ging mit ihm die knarrende Treppe hinunter.

Als das Auto unaufhörlich tutend mühsam dem Hafen zu durch den Nebel kroch, war es ihm immer noch, als sei eine Filmpantomime Wirklichkeit geworden. „Sie mögen darüber lachen, Monsieur Rison, aber glauben Sie mir, ich habe ihr Gesicht nicht einmal gesehen, ich kenne nicht das Gesicht — meiner Frau."

Zufrieden lehnte Charles in seiner Ecke. „Sie ist häßlich, ich habe sie in Berlin kennengelernt. Sie hat ein Dutzendgesicht. Ich würde es nicht wiedererkennen. Es hat keine Note und keinen Ausdruck. Sie können dies Gesicht jeden Tag sehen, wenn Sie über die Straße gehen — es wartet an jeder Ecke. O ja," fuhr er fort und drehte sich mit seinen gelben Fingern eine Zigarette, „unbedeutend und gewöhnlich, das ist die beste Charakteristik. Daß sie mit unserm Plan einverstanden war, haben wir wohl nur dem Mister Robertson zu verdanken, der bei dieser Gelegenheit irgendwie sein Schäfchen ins Trockene bringen wird. Ich halte nichts von Leuten, die große Augen und eine wohllautende Stimme haben."

In dem jämmerlichen Vorzimmer waren Jolli und Robertson noch eine kurze Zeitspanne stehengeblieben.

„Der erste Akt ist vorbei, Missis Jolanthe Solm. War es gar so schwer?" Der Schreiber war nicht im Zimmer, sie waren ganz allein. Mit einer schutzsuchenden Hilflosigkeit lehnte sie ihren Kopf an seine Schulter. „Er hat mich nicht einmal angesehen."

Als sie auf der Straße waren, konnte sie sich von diesem Gedanken noch immer nicht losreißen. „Nicht einmal angesehen an meinem Hochzeitstag."

VIII.

Millionen Energien trieben den unaufhörlich tosenden Strom des Lebens durch die Wolkenkratzer. Von den Hochhäusern pufften Wölkchen auf, fern und still schimmerte das Wasser der Ströme, auf denen die großen Dampfer käfer-

mäßig flink und manchmal wie im Schmerz aufheulend, dahinzogen. Die Eisenzüge durchpulsten den Riesen Newyork.

Stadtaufwärts den Broadway, an der Ecke der vierzehnten Straße ragte das Haus, über das des Nachts taumelnde Glühbirnen den Namen „Clifford" in roten, grünen und gelben Buchstaben streuten und das tagsüber von kletternden Paternostertreppen, von leise singenden Lifts, von hastenden Menschen erfüllt war.

Ganz oben, im 32. Stock, lag das Privatkontor von Missis Clifford. Es war unverändert geblieben seit der Stunde, da ihr mitten in einem Diktat der Bleistift zu Boden gefallen war. Nun sah ihr streng-gütiges Gesicht — in einen schwarzen Flor gehüllt — auf das Zimmer, das sie für ewig verlassen.

Wie aus weiter Ferne klang zu diesem Raum das Brausen der Straße herauf. Nachts leuchteten die Strahlenbündel vom Kopf der Freiheitsstatue herüber.

*

In verzehnfachter fiebernder Hast jagte in diesen Tagen der Eifer des Lebens: Präsidentenwahl in Amerika.

Riesige reklameüberzogene Wagen krochen wie Urwaldtiere über den Asphalt. Blitzende Lichträume warfen die Namen der Kandidaten an den nächtlichen Himmel. „Naß oder trocken!" lautete die Parole, die mit immenser Kampfkraft in die Massen geschmettert wurde.

„Naß oder trocken!" hieß auch der Kampfruf im Cliffordhaus, an dessen Spitze jetzt James Robertson stand. Vom kleinsten Liftboy bis zum Chef der Firma kämpfte alles in diesem Hause für „trocken". Wie hätte es anders sein können? Was wurde aus Cliffords Limonade, wenn der Alkohol in die Staaten einzog. Was aus den tausend Verkaufsstellen, aus den Fabriken, die das aromatische Getränk aus kalifornischen Orangen in Milliarden von Flaschen herstellen?

Helen Clifford war sehr zur Unzeit gestorben. Schon begannen die Limonadenaktien an der Börse einen unaufhaltsamen, langsamen, aber sichern Kursverlust zu erleiden. Wer wollte Limonadenpapiere, wenn der Alkohol kam? Mister Robertson verdoppelte sich in diesen Wochen. Sein Auto raste durch die menschenwimmelnden Straßen zu Konferenzen, Besprechungen mit den Finanzkönigen, zur Börse, zu den Zeitungsfürsten.

„Amerika muß trocken bleiben — der Alkohol vernichtet das Volk!" war sein Kampfruf, und seine Augen flohen in die Stirn, wenn die Börse ein immer weiteres Fallen der Aktien meldete. Ja, es ging um Sein oder Nichtsein im Cliffordhaus.

Einer Schar winziger Ameisen gleich, klebten hundert Elektrotechniker an der Wand des Wolkenkratzers. Nachts darauf wirbelten Raketen von Feuerbüscheln an ihm entlang, formten drohende Totenköpfe und lösten sich in dem Satz: „Alkohol ist Mord — — Cliffords Limonade gibt Gesundheit und Kraft!"

Die Reklameleute preßten ihre Gehirne zu unerhörter Anstrengung. „Neue Ideen! Ein Appell an das ganze Volk!" Tag und Nacht arbeiteten sie. Der jagende Rhythmus dieses verzweifelten Kampfes war auf jedem Gesicht zu lesen. Und doch schien heute dies alles in einer noch größern Sensation unterzutauchen.

Hastige Fragen: „Wann kommt er, ist er da? Wo ist er?"

Ein allgemeines Aufspringen, wenn eine Tür sich öffnete.

Mister Reginald Solm, der neue Chef, wurde erwartet. Man wußte, daß Robertson die Geschäfte führte. Und doch — der neue Chef, der Herr über Wohl und Wehe der Angestellten, versetzte diesen summenden Menschenschwarm in tausendfältige Erregung.

„Wie sieht er wohl aus?" rieten auf dem Dachgarten die Schreibmaschinenfräuleins in der Frühstückspause, in der sie, nur im Badetrikot, an diesem Frühlingstag ihre körperlichen Exerzitien machten, um die Gelenkigkeit ihrer jungen Glieder zu bewahren.

„Er ist verheiratet", meinte mokant die rote Daisy, die sich einbildete, Norma Talmadge wie ein Ei dem andern zu gleichen.

„Aber er lebt getrennt von seiner Frau", wußte die blonde Maud zu melden, und ihr Lippenstift zog sorgfältig das Oval ihres Mundes. Die schlanke Phyllis kreiste um eine Reckstange. „Ich habe gehört, er soll eine Geliebte in Paris haben."

Und plötzlich schrillten die Klingeln durch das Haus Alarm.

Nun war er da! Mister Reginald Solm war gekommen, das Erbe anzutreten. Das Haus Clifford hatte wieder einen Herrn.

Hunderte von Gesichtern drückten sich an die Fenster, mit denen das Gebäude durchsiebt war, und spähten hinab auf die Straße, die wie ein von schwarzen Punkten wimmelndes Band durch die Häuser lief. Tausend Augenpaare suchten das Gesicht des jungen Mannes zu erkennen, der jetzt mit Mister Robertson aus dem Auto stieg und in langsamen Schritten auf das Portal zuging, vor dem die beiden muskelbepackten Negerportiers — militärisch salutierend, standen. Nun setzte er den Fuß auf die erste Stufe, und mit blitzhafter Schnelligkeit flitzten sie alle an ihre Plätze, und die Arbeit raste in ihren Händen und ihren Gehirnen.

Sie standen in der großen Halle. Mit einer schlichten Bewegung zog Robertson den Hut. „Ich begrüße Sie, Mister Solm, in diesem Hause, und hoffe, daß Ihr Eintritt Ihnen und der Firma Clifford zum Segen ausschlägt."

Reginald Solm sah in gespannte Gesichter, die ihn erwartungsvoll und taxierend anblickten. Dieses ganze Newyork, die Fahrt vom Hafen durch die Stadt, die etwas Wildes, Leuchtendes, Machtvolles und Klares hat, erschütterte ihn dermaßen, daß alle Worte, die er sich zu sprechen vorgenommen, in dem brausenden Auftakt eines ungeheuern Verlorenseins ertranken.

Er machte eine linkische Verbeugung. „Ich freue mich sehr, Sie kennenzulernen." Das war nicht der leichtlebige, selbstsichere Reginald Solm, der das gesprochen, das war das „Greenhorn", das die Wucht dieser Stadt verschluckt hatte. Und doch schien es den Herren, die um ihn herum standen, zu genügen. Sie verbeugten sich, als sei der Satz treffend, bedeutend und verheißungsvoll gewesen. Reginald empfand mit tiefer Scham, daß sie sich nicht vor ihm verbeugten, sondern vor Helen Clifford, deren Werk fortzusetzen er berufen war.

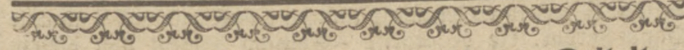
Die Namen Smith, Thomson, Berry, Ivans, schwirrten um ihn herum. Er drückte Hände, die ihm alle die gleiche, kraftvolle Art des Gegendrucks gaben, sah in Gesichter, die ihm alle dieselben schienen. Hager, energisch, zielbewußt. Und fühlte, daß es das Gesicht der Arbeit war, der rastlos kämpfenden, dollarverdienenden und in seinen Urtiefen begeisterten Arbeit, das ihn aus all den verschiedenen Augenpaaren anblickte.

Über breite Marmortreppen, deren Stufen mit roten Samtläufern belegt waren, stieg er mit Robertson empor. Von Saal zu Saal, von Bureau zu Bureau. Überall war es dasselbe Bild, das mit kaleidoskopischer Geschwindigkeit an ihm vorbeiglitt. Klappernde Schreibmaschinen, kratzende Federn, angestrengte Gesichter, die sich über riesige Reißbretter beugten, klingelnde Telephone, eilige Schritte, Verbeugungen, gemurmelte Worte der Begrüßung.

Reginald verstand es gar nicht, was alle diese vielen Menschen machten, wozu sie da waren, warum sie so geschäftig sich quälten, aber doch war der ganze Eindruck dieses Bienenstockes ein niederschmetternder für ihn, der es bisher für eine Tat gehalten hatte, eine kleine, wertlose Skizze zu entwerfen, bei deren Ausführung er stets erlahmt war.

Der Lift summte empor, vorbei an Stockwerken mit langen Korridoren, unzähligen Türen, von denen Robertson sagte, daß ihre Besichtigung später erfolgen sollte.

In höchster Höhe hielt er. Eine schwere, gepolsterte Doppeltür öffnete sich. „Hier ist Ihr Bureau, Mister Solm. Von diesem Schreibtisch aus hat Ihre Tante den Betrieb geleitet. Ich habe mich nebenan einquartiert, um Ihnen immer zur Hand zu sein. Es wird nicht leicht für Sie sein, sich in der ersten Zeit zurechtzufinden, zumal Ihnen kaufmännische Vorkenntnisse fehlen. Aber Helen Clifford pflegte zu sagen, man müsse zum Kaufmann geboren sein — oder man lerne es nie." (Fortsetzung folgt.)



Wo Kinder sind, da ist ein goldenes Zeitalter.
Fromme

Ein Geschenk des Lebens.

Skizze von Gabriele Reuter.

(Schluß.)

Vorsichtig, Schritt für Schritt prüfend, trat Rudolf mit seiner Last den Rückweg an zu der bäuerlichen Wirtschaft, in der er wohnte. Ein Lustgefühl, eine tiefe Freudigkeit, wie er sie seit vielen Jahren nicht mehr empfunden, durchströmte sein ganzes Wesen. War es möglich, daß er dieses fremde Kind schon liebte? Was wäre denn dieses Verantwortungs- und Eigentumsgefühl, dieses Entzücken an jeder kleinen Bewegung der Gliederchen im Halbschlummer anderes gewesen als rätselhafte Liebe? Und die Angst — ja richtige törichte Angst — es am Ende doch wieder hergeben zu müssen? Nein, keine Vernunftgründe — kein Bedenken, was Tina — was die Leute sagen würden! War dies alles nicht ganz gleichgültig gegenüber der Tatsache an sich, daß dieses Kindchen ihm in Zukunft gehören sollte, daß er ihm Vater sein durfte?

Und Tina — eine Mutter? Er wußte nicht einmal, ob sie sich Kinder wünschte, ob sie nicht verwöhnt und verzärtelt, wie sie war, die damit verbundenen Sorgen und Lasten scheuen würde! Diese Gründe hatte er vorgebracht, als einst eine Verwandte mit der Andeutung an ihn herangetreten war, ein fremdes Kind zu adoptieren. Damals hatte er den Gedanken weit von sich gewiesen und war überzeugt gewesen, daß seine Frau mit ihm einig war, ein solcher Ersatz könne nur das vom Schicksal Versagte doppelt fühlbar machen.

Heut abend war ihm zumute, als habe nicht ein irdisches Weib, als habe der ewige Schöpfer selbst ihm dieses junge Leben ans Herz gelegt. Wie wäre sonst diese Glut in seiner Brust entbrannt, geheimnisvoll, unwahrscheinlich wie das kühle, graue Felsenhaupt des Hochstein vorhin seine Purpurkrone trug...

Die Bäuerin empfing ihn und seine Bürde mit empörtem Gekreisch. „Jessas, ist das nicht das Mädel von der Aloysia! Das ist eine Schlaue — ist der Herr der aufgesessen?"

Doch Rudolf forderte nur Milch für das Kind, bat die Wirtin, es zu waschen und in sein Bett zu legen. Er habe die Absicht, die Kleine an Kindesstatt anzunehmen. Dann ging er zum Gemeindevorsteher der Ortschaft.

Einmal wieder unter Menschen, wachte ein Stückchen Vernunft auf, die ihn denn doch bewog, Erkundigungen über die Eltern und ihre häuslichen Verhältnisse einzuziehen. Neben der Vernunft sprach eine Stimme deutlich und stark: ‚Wenn ich nichts Belastendes finde, lasse ich mich nicht abhalten, und ich werde nichts finden, weil ich nichts finden will. Wie darf ich Gottes großer Barmherzigkeit widerstreben? Wie dürfte ich es wagen, sein Wunder mit Vernunftgründen anzutasten?‚

Der Gemeindevorstand wußte nichts Übles auszusagen. Die Eltern der kleinen Monika waren die Ärmsten auf dem Berghang. Der Vater, ein braver Waldarbeiter, durch den Unfall zu hoffnungslosem Siechtum verurteilt. Die Frau schaffte unermüdlich. Im Sommer hatte sie Verdienst beim Heuern auf den Matten und durch die Fremden. Im Winter war's schlimm. Es war schon wahr — die Kinder bettelten und sie selbst — nun ja... Rudolf winkte ab. Er wollte nichts wissen. Die Summe, die er den Eltern für die kleine Monika zu zahlen beabsichtigte, dünkte den einfachen Mann märchenhaft. Sie verabredeten, daß der Vorsteher sie in Verwaltung nehmen, den Leuten als monatliche Rente nach und nach auszahlen sollte.

Nur eine Bedingung stellte Rudolf. Die Eltern müßten sich verpflichten, dem Kinde niemals nachzuforschen. Sie sollten weder seinen Namen noch seine Adresse erfahren.

Schon fürchtete er, an dieser harten Bedingung werde sein Glück scheitern. Doch der Vater hatte gleichgültig eingewilligt, die Mutter sagte gelassen: „Da mein' ich halt, ich hab' noch eins mehr auf dem Friedhof."

Nach München war um eine Kinderpflegerin telegraphiert. Der Besuch der Museen war vergessen. Bis zur letzten Stunde wurde der Urlaub ausgenutzt zur Sicherung des kleinen Wundereigentums.

In der bayrischen Hauptstadt gab es nur einen kurzen Aufenthalt, um die nötigsten Kleidungsstücke für die kleine Monika einzukaufen. Rudolf hätte am liebsten eine ganze elegante Kindsausstattung erworben. Mit schüchterner Rührung, die sich wunderlich genug zu seinem ergrauten Schläfenhaar ausnahm, hob er all die kleinen, zierlichen Gegenstände empor und lächelte sie an, als sei ihnen ein merkwürdig reizendes Leben eigen. Aber es fiel ihm ein, welches Glück er bei Frauen gesehen hatte, wenn sie die winzigen Wäschestücke arbeiteten. Und er dachte mit einer Zärtlichkeit, wie er sie längst erstorben glaubte, an Tina. Nein — er durfte sie dieser Freude nicht berauben. Sie selbst sollte für ihr Kind das Kleidsamste wählen.

Und der D-Zug trug ihn und sein kleines Wunder in den Norden, zu dieser kühlen, vornehmen Stadt, wo er wieder seinem gleichgültigen Beruf nachgehen mußte, der stillen, kühlen, tadellos ordentlichen Wohnung entgegen. Er wußte, daß er seine Frau dort noch nicht finden würde. Er hatte sich absichtlich geeilt, um einige Stunden vor ihr einzutreffen.

Sie ahnte noch nichts.

Je näher er dem Ziele kam, desto mehr wuchs Rudolfs erregte Spannung. Er war völlig im unklaren, wie seine Frau sein Geschenk aufnehmen würde. Kannte er sie denn überhaupt? Wußte er irgend etwas von ihren geheimsten Gefühlen? Flüchtig ging ihm durch den Kopf, daß sie ein häßliches Mißtrauen gegen das Kindchen fassen möchte — als sei es die Frucht einer Untreue seinerseits. Doch solches Mißtrauen war ja schnell durch amtliche Dokumente zu zerstreuen.

Nein, es war etwas anderes, was Rudolf fürchtete, und was er kaum mit Worten hätte bezeichnen können. Doch er fühlte — sein ganzes zukünftiges Leben neben dieser Frau hing davon ab. War die stumme Kühle — die höfliche Erstarrung, die zwischen ihnen waltete, schon so tief in Klementines Herz eingedrungen, daß sie unfähig im Gefühl zur Mutterschaft geworden war?

Er nahm sich tausendmal vor, geduldig zu sein, ihr Zeit zu lassen, sich an das Kindchen allmählich zu gewöhnen — wie konnte er das Wunder seiner Liebe, wie sie ihn ergriffen, auch von ihr fordern? — Und doch wußte er — versagte Tina hier, in diesem Augenblick — so war sie ihm verloren und zwischen ihnen lag nur noch Dunkelheit und Nacht.

Das Kindchen hatte geschlafen und gegessen, war ausgeruht, lachte und zappelte vor grundlosem Vergnügen. Tina mußte in der nächsten halben Stunde eintreffen. Das verblüffte Dienstmädchen war in die Küche verwiesen und auf Schweigen verpflichtet. Rudolf wollte seiner Frau selbst die Tür öffnen. Aber zuvor bat er die Pflegerin, das Kind aus allen Hüllen von Linnen und Batist zu schälen. Auf dem breiten Ruhebett bereitete er ihm ein Nestchen aus vielen bunten Seidenkissen. Da saß es nun in seiner ganzen naturhaften Schöne — mit den braunen, rosarot betupften rundlichen Gliederchen — mit dem feuchten, roten Mäulchen, die Ringellöckchen über dem feinen Stirnchen, und die himmlischen Goldaugen lachend vor Übermut, weil Rudolf ein silbernes Schellenringlein vor ihm tanzen ließ. Und jauchzende Krähtöne stieß es aus, als der Wagen vor die Haustür rollte und gleich danach die Klingel tönte.

Rudolf zitterte, als er hinausging, seiner Frau zu öffnen. So hatte er nicht gebebt seit jener Nacht, da er die jungfräuliche Braut in die Arme schloß.

Und auch jetzt nahm er Tina leidenschaftlich an seine Brust.

„Was ist dir?" fragte sie bestürzt. „Ist ein Unglück geschehen?"

„Sehe ich aus wie ein Unglücksbote?"

„Nein — aber ich begreife nicht..."

„Du wirst bald begreifen, Tina — Liebe! Ich habe dir ein Geschenk mitgebracht — und ich zittere, ob du es annehmen wirst?"

Sie horchte auf. Ein Stimmchen drang zu ihr — fremd in den kühlen Räumen — ein ganz vernunftlos holdes Geplauder ohne Worte... Sie stürzte vor, mit einer Bewegung, die beinahe wild war — die Rudolf nicht an ihr kannte — sie riß die Tür auf und sah das schöne braunrosige Geschöpflein strahlend, lachend zwischen den bunten Seidenkissen.

„Das wird nun uns gehören," sagte Rudolf leise, „und wir werden Vater und Mutter sein... Wenn du willst..."

Die Frau stand ganz still. Rudolf sah, wie die Tränen über ihr Gesicht strömten. Und die große Furcht preßte ihm die Brust zusammen. Plötzlich breitete sie die Arme weit aus, warf sie ihm um den Hals, drückte den Mann fest, fest an sich — als wollte sie ihn nie mehr lassen. Und stammelte: „Woher wußtest du nur, was ich mir so unbändig wünschte? O — wie hast du mich verstanden!" Mund lag auf Mund in heißem Kuß.

Und sie knieten beide nieder neben dem Kindchen, das Rudolf aus den Kissen hob und seinem Weibe in die Arme legte.

Volksturner einst und jetzt.

Anforderungen früherer Turnfeste im Vergleich zu heute.

Die Übungen des Laufens, Springens und Werfens, die unter dem Begriff des Volksturnens zusammengefaßt werden, sind auf den ersten 4 Deutschen Turnfesten, die in Koburg 1860, in Berlin 1861, in Leipzig 1863 und in Bonn 1872 stattfanden, ausschließlich Gegenstand der Einzelwettkämpfe gewesen. In Leipzig 1863 wurden Einzelwettkämpfe im Laufen über 180 Meter ausgetragen. Sieger im Hochspringen mit Brett war Diehl aus Eßlingen, der 1,75 Meter sprang. Der Stein wog 33⅓ Pfund und hatte nicht die zierliche Form des seit 1899 in der D. T. eingeführten 30 Pfund-Steines, der aus Eisen besteht, sondern war ein regelrechter Sandstein in rechteckiger Form. Mit einem solchen Klotz mußten 1898 auf dem Deutschen Turnfest zu Hamburg noch die Zwölfkämpfer stoßen.

Das Volksturnen hatte in der D. T. inzwischen eine gute Entwicklung genommen. Es wurde sehr gefördert durch die Bergfeste, für die das Feldbergfest im Taunus, das im Jahre 1933 zum 80. Mal abgehalten wird, Vorbild geworden ist. Die Zahl der Berg- und Volksturnfeste in der D. T. stieg von jetzt an gewaltig.

Während noch auf dem Deutschen Turnfest 1872 in Bonn ausschließlich volkstümliche Wettkämpfe ausgetragen wurden, fanden auf den Deutschen Turnfesten 1880 in Frankfurt, 1885 in Dresden, 1889 in München und 1894 in Breslau nur Zwölfkämpfe statt, die sich aus 9 Geräte- und 3 volkstümlichen Übungen zusammensetzten. Man verlangte hier also neben einer guten Turnfertigkeit an den Geräten Reck, Barren und Pferd auch noch gute Leistungen in den Übungen des Volksturnens. 1898 auf dem Deutschen Turnfest zu Hamburg wurden neben dem Zwölfkampf wiederum Einzelkämpfe in volkstümlichen Übungen ausgeschrieben, und zwar in solchen Übungen, die damals neu waren: Schleuderballwurf, Dreisprung, Hürdenlauf. Auf dem Deutschen Turnfest zu Nürnberg 1903 hatte man drei Übungen zu einem Volksturn-Dreikampf zusammengelegt: Hochsprung mit Brett, Kugelstoßen 10 Kilogramm mit beliebigem Anlauf und Lauf über 150 Meter. Letzterer sollte elektrisch gemessen werden, die Vorrichtung klappte aber nicht, sodaß wieder zu Stoppuhren gegriffen werden mußte.

Auf dem so glänzend verlaufenen 11. Deutschen Turnfest zu Frankfurt 1908 war aus dem vorerwähnten Dreikampf sogar ein Sechskampf geworden: 5 volkstümliche Übungen und 1 Pflichtfreiübung, die man später wieder fortfallen ließ. Es verblieb also nur ein Fünfkampf. Und dieser hat sich bis heute gehalten, so auf den nachmaligen Deutschen Turnfesten Leipzig 1913, München 1923 und Köln 1928.

Die Anforderungen für diesen Fünfkampf sind nicht gering. ¾ der Punktzahl, also mindestens 75, sind zum Siege erforderlich. Es wird im Laufen, Springen und Werfen also allerhand verlangt. Immer wieder hat man die Wertungsbestimmungen für die einzelnen Übungen in die Höhe schrauben können, so z. B. für den Weitsprung. Früher genügten 5,80 Meter, später 6 Meter, um 20 Punkte zu erzielen; jetzt müssen dafür aber schon 6,40 Meter gesprungen werden. — Wer früher die 100 Meter in 12⅖, dann in 12 Sekunden durcheilte, erzielte 20 Punkte. Heute muß er diese Strecke in 11,6 Sekunden laufen. — Im Steinstoßen 15 Kilogramm genügte lange Zeit hindurch ein Stoß von 7 Meter Weite für 20 Punkte. Heute werden 8,10 Meter verlangt!

Auf dem letzten Deutschen Turnfest 1928 in Köln waren zum Fünfkampf der Männer 2202 Teilnehmer angetreten; 1096 siegten. Der Kampf bestand aus Lauf über 100 Meter, Weithochsprung, Stabwettsprung, Kugelstoß und Kugelschokken. — In den Fünfkämpfen für Ältere in 2 Klassen wurden bei 2664 Teilnehmern 738 Sieger.

Auch die Turnerinnen blieben im Volksturnen nicht zurück. Für sie war auf dem Deutschen Turnfest in München 1923 erstmalig ein Vierkampf eingelegt worden, der in Köln 1928 wiederholt wurde. Für Köln waren als Übungen vorgeschrieben worden: 100 Meter-Lauf, Hochsprung, Weitsprung, Kugelstoß. 667 Turnerinnen traten in Köln zu diesem Vierkampf an, 242 siegten. Als erste die erst 18 Jahre alte Turnerin L. Lehmann, Tv. Jahn-Biesdorf, und die 22jährige E. Saake vom Tklb. Hannover, beide mit 86 Punkten. — Auch die Turnerinnen haben seitdem starke Leistungssteigerungen aufzuweisen. Auf manchen Berg- und Volksturnfesten haben sie Mehrkämpfe bei ständig sich verbessernden Leistungen bestanden.



Bunte Chronik



*** Er lebt vom Kaffee.** Millionen von Menschen leben heute, ohne zu arbeiten, weil die Krise sie zum Müßiggang zwingt. Sollte man es glauben, daß es Leute gibt. die sich durch Müßiggang ernähren? Einer der „prominentesten" Vertreter dieses eigenartigen Berufes hat sich kürzlich von den „Geschäften" zurückgezogen, weil ihm eine große Erbschaft in den Schoß gefallen ist. Dieser Bohemien verbrachte seine Tage fast ohne Unterbrechung im Kaffeehause, nämlich in Belgrad. Dort kannte ihn jeder wegen seines blendenden Witzes und wegen seiner außerordentlichen Belesenheit, die ihm den Ruf eines Lebenden Wörterbuches einbrachte. Gäste, die von ihm unterhalten wurden oder von ihm eine Auskunft bekamen, vergalten ihm dies gern, indem sie ihn zum Essen oder Trinken einluden. Natürlich ging es ihm trotzdem nicht gerade gut. Als er gar zu schmutzig und heruntergekommen aussah, schob ihn die Polizei aus Belgrad ab, worauf sich der Bohemien unter die bosnischen Dichter von Serajewo mischte. Einst war er der Führer der Pariser Boheme gewesen. Damals, als hübscher junger Mann, übersetzte er deutsche und russische Bücher ins Französische. Nun hat ihn der Tod seines Onkels in Chile über Nacht zum reichen Manne gemacht. Nicht weniger als eine halbe Million Mark ist ihm in den Schoß gefallen. Von der Boheme wird dieser Mann, den man als den volkstümlichsten Literaten Jugoslawiens bezeichnet hat, sicher nichts mehr wissen wollen. Sattsein tötet den Genius.

Lustige Rundschau



Der Unfall.

„Rühmann, Mensch, ist es wahr — Sie haben ein Eisenbahnunglück gehabt?"

„Ja. Ich bin mit einer Fahrkarte dritter Klasse in der zweiten Klasse erwischt worden."

*

In Genf. „Hundertfünfzig Frank im Monat wollen Sie mir als Stenotypistin auf der Abrüstungskonferenz bewilligen? Das ist nicht viel!"

„Sie haben vollkommen recht, mein Fräulein! Aber bedenken Sie, daß Sie eine Stellung fürs Leben finden!"

*

Freundesrat. Bim liebt ein Mädchen, das — gelinde gesagt — nicht gerade das Pulver erfunden hat. (Boshafte Menschen sagen, sie passe gerade zu ihm.) Aber er hat noch seine Bedenken. Schließlich fragt er seinen Freund Bam: „Du, sag mal, hältst du es für unrichtig, wenn ich ein Mädchen heirate, das geistig — hm — ein bißchen unter mir steht?"

Darauf Bam: „Für unrichtig nicht gerade, aber für unmöglich!"

*

Pech. A.: „Der Martens hat ja neulich einen Selbstmordversuch begangen, hörte ich erzählen."

B.: „Ja, er wollte sich vergiften. Da er aber farbenblind ist, trank er statt Blausäure Grüneberger und blieb so am Leben."

*

Tonnage. Roggenbreit ist wirklich ein Stück lebendige Dummheit. „Sind Sie mit einem großen Schiff gefahren?" wird er gefragt.

„Doch. Ich weiß sogar genau, wie groß es war: Zweihundert Fässer."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.